

Erich Garhammer

Morbus Kithahara oder Literarisch predigen

Dankrede zur Verleihung des Ökumenischen Predigtpreises für das Lebenswerk.

Bonn am 20.11.2019

„Schön haben Sie gepredigt.“ So sagte die Hebamme zu mir in einem niederbayerischen Dorf, nachdem ich eine ältere Frau beerdigt hatte „Schön haben Sie gepredigt! Aber die Biographie der Frau war komplizierter als Sie ahnen konnten. Wissen Sie, warum die Frau, die Sie heute beerdigt haben, Afra hieß? Wir hatten früher einen Pfarrer, der angeordnet hat, dass alle unehelichen Kinder weiblichen Geschlechts Afra getauft werden mussten, die männlichen Geschlechts Kosmas oder Damian.“

Die größte Würde, die Taufwürde, war ein Oktroi, ein Stigma, eine Exklusion. In einem einzigen Satz war mir die Gewaltgeschichte von Kirche und Pastoral, war mir geistlicher Missbrauch bewusst geworden.

Eine Reaktion auf eine Predigt hat mir dauerhaft die Augen geöffnet und mich immunisiert gegen alle rhetorischen Verhübschungsstrategien und gegen ein falsches „sentire cum ecclesia“.

Mir drehte es den Magen um.

Verbündete für Leib-und-Magen-Umdrehgeschichten

Ich suchte eine Sprache für solche Erfahrungen, wo es einem den Magen umdreht, aber auch für Erfahrungen, die einen in der Tiefe berühren. Ich fand sie bei den Literaten.

„Man wünscht einer Sterbenden doch nicht gute Besserung“, so die Tante des Schriftstellers Arno Geiger. Der Pfarrer hatte sie gerade besucht und hatte ihr gute Besserung gewünscht. Wie ich mein Afra-Erlebnis, so hatte Arno Geiger sein Tante Berti-Erlebnis: er war knapp 19 Jahre alt. Seine Tante wollte sich von ihren vielen Nichten und Neffen verabschieden. Ein Geistlicher verließ gerade das Haus. Er hatte Tante Berti beim Gehen gute Besserung gewünscht, sie sagte zu Arno, man wünsche jemandem, der im Sterben liegt, nicht gute Besserung, das sei lächerlich. Sie war enttäuscht und gekränkt. Dieser kurze Moment, in dem eine sterbende Frau, Mutter von drei Kindern, zwei davon halbwüchsig, angesichts des Todes forderte, vor den Tatsachen die Augen nicht zu verschließen, machte einen tiefen Eindruck auf den späteren Schriftsteller Arno Geiger. Er hat sich von diesem Satz nie ganz erholt. Und er fährt fort: „Manchmal lernt man in einem Augenblick mehr als in einem

ganzen Jahr Schule- oder in der ganzen Predigtausbildung.“ (Der alte König 179f.) Arno Geiger lernte Sprachsensibilität, die er später für die Krankheit seines Vaters brauchte.

„Der alte König in seinem Exil“, in diesem Buch schildert er die Demenz seines Vaters August Geiger. Dieses Buch macht zunächst die Hilflosigkeit gegenüber dieser Krankheit deutlich, dann das allmähliche Verstehen, das Herantasten: „Da mein Vater nicht mehr über die Brücke in meine Welt gelangen kann, muss ich hinüber zu ihm.“ Dieser andere Blick verändert den Umgang mit dem kranken Vater. Waren es vorher eher Kommandotöne oder Vorwürfe im Stil „Reiß Dich zusammen!“, so herrscht nun die Einsicht vor, dass den Vater das alles nicht mehr erreicht. Es bedarf einer Solidarisierung mit ihm und seiner Krankheit. Geiger schützt seinen Vater in dessen Krankheit mit einer zärtlichen Sprache und lässt den Reichtum eines in den Augen vieler beschädigten Lebens aufleuchten. Mit dem Vorwurf, die Krankheit des Vaters in die Öffentlichkeit gezerrt zu haben, geht er gelassen um. „In meinen Augen ist es die Aufgabe von Schriftstellern über Dinge zu schreiben, die ihnen am wichtigsten sind. Nicht über irgendein bla, bla, sondern über das, was einen an der Gurgel packt.“<sup>1</sup> Die Gurgel, die Kehle, wo es einen würgt- der Sitz des Lebens und der Sprache.

„ Du musst mit ihr reden“, so sagte der Großvater zum kleinen Reiner Kunze.

Sein Großvater war ein Steinkohlenbergmann, der über 40 Jahre unter Tage gearbeitet hat, er war ein gläubiger Mensch, er hat ihn überalles geliebt. Er hat ihn nie in die Kirche gehen sehen, aber noch heute sieht er ihn am Fenster sitzen und Pfeife rauchend die Bibel lesen. Der Himmel war für ihn ein Geheimnis, das ihn überwältigte und dem er sich demütig zu nähern suchte ... Einmal hat er seinen Enkel Reiner zum Kühe hüten mitgenommen ... dieser versetzte einer Kuh einen Stockschlag. Der Großvater sprach damals auf ihn ein, als hätte er etwas Unverzeihliches getan.

„Du musst mit ihr reden, sagte er. Vielleicht sprach in diesem Augenblick der heilige Franziskus aus ihm. Er lebte die Bibel, wie er sie verstand.“<sup>2</sup> Evangelium sine glossa, so könnte man dieses Bibelverständnis umschreiben. Deshalb ist Reiner Kunze-obwohl ungläubig- resonant auf solche Bibel-Töne. „Einfachheit und Wahrheit“, das sind die Bausteine seiner Poetologie, es ist auch die Quintessenz des Hymnus des Philipperbriefes: „humiliavit semetipsum“ (Phil 2, 8): der Höchste ist niedrig geworden. Daraus hat sich der sermo humilis christlicher Verkündigungssprache entwickelt. Für Reiner Kunze ist Poesie das, was durch ihn hindurch gegangen ist und Sprache wird. Poesie bedarf einer wichtigen Haltung: im Herzen barfuß und der Wahrheit verpflichtet.

---

<sup>1</sup> „Sehnsucht nach einem Zuhause, in dem wir genug sind“. Gespräch mit Arno Geiger, in: Erich Garhammer (Hg.), Heiße Fragen-coole Antworten. Überraschende Blicke auf Kirche und Welt, Würzburg 2016, 69-77, hier 71. In diesem Band befinden sich auch Gespräche mit Reiner Kunze und Sibylle Lewitscharoff.

<sup>2</sup> Reiner Kunze, Wo Freiheit ist...Gespräche 1977-1993, Frankfurt a. M. 1994, 96f.

„Bloß kein Sterbetheater“. Für Sybille Lewitscharoff ist ihre Degerlocher Großmutter Anna Binder das große Vorbild. Von ihr wurde sie in den Glauben eingeführt. Sie baute mit ihrem Glauben keine Drohkulisse auf, sondern strahlte Ruhe aus, vermittelte Geborgenheit. Ihr Glaube bewahrte sie vor einem Sterbetheater, sie starb friedlich und ergeben. Ihr Leben und Sterben sind Vorbild für ihre Enkelin Sybille. Das Gegenteil waren Lewitscharoffs Vater, ein Gynäkologe, der in seiner Praxis Selbstmord beging, und ihre Mutter, die noch auf dem Sterbebett mit Gegenständen auf das im Zimmer hängende Kreuz warf, weil ihr Mann „Christo“ geheißen hatte.

Dagegen die Einfachheit und Lauterkeit ihrer Großmutter bis hin zum schwäbischen Dialekt: so ist das Schwäbische bei Lewitscharoff bis heute nicht nur Herkunftssprache, sondern sermo humilis, Sprache der einfachen Menschen, die ihr Leben meistern. Das Sterben in den Romanen von Lewitscharoff ist oft eher Levitation als grausamer Todeskampf- das ist auch ihr Wunsch für das eigene Sterben.

„Morbus Kithahara. Sie haben Morbus Kithahara“- diese Diagnose erhielt Christoph Ransmayr vom Primarius der Augenklinik in Wien. Das sind Menschen, die sich ein Loch ins eigene Auge starren, weil sie nur auf ein Problem fixiert sind.

„Muss ich mich operieren lassen“.

„Nein, Sie müssen nur ihren Blick ändern.“

Und so schrieb Ransmayr, der bislang das Genus der Reportage perfektioniert hatte, seinen ersten Roman. Er schritt damit zur Selbsteilung. Er entdeckte: wir brauchen Perspektivenerweiterung, den literarischen Komplementärwinkel, der Wirklichkeit in all ihrer Fülle, aber auch ihren Ambivalenzen wahrnimmt. Er lernte auch persönlich über sich zu sprechen, er hatte keine Angst mehr davor „ich“ zu sagen. Jede seiner Episoden im „Atlas eines ängstlichen Mannes“ beginnt mit „ich sah“.

Bei der Eröffnung der Basler Buchmesse erzählt Christoph Ransmayr zum Erstaunen aller Besucher von seiner sterbenden Mutter. Er hatte durch sie, eine einfache Lehrerin, als Kind beim Essen der Buchstabensuppe die Sprache gelernt, Wörter miteinander verknüpft. Und nun versucht er, der vielbewunderte Literat, am Sterbebett der Mutter auf sie einzureden.

Doch die Mutter legt nur den Finger auf den Mund: „Still. Still. Sei still. Magst ruhig sein.“ Und beließ, als sie die Augen wieder schloss, dieses Zeichen auf ihrem Mund, als ob sie in einem letzten Traum noch einmal an den Porzellanstrand zurückkehren und dort ihren vom Wirbel der Buchstaben betörten Schüler daran erinnern wollte, dass bei aller Kostbarkeit und allem Glanz des Zaubers der Sprache das Wesentlichere doch Schweigen ist.<sup>3</sup>

Dieses „Still. Magst ruhig sein“ ist die Sehnsucht nach Stille, nach wort-loser Präsenz.

Es ist der Hinweis, dass Sprache in das Schweigen hinabreichen muss, um aus ihm gefüllt aufsteigen zu können. Unsere wortreiche Geschwätzigkeit ist oft nur eine mit Worten getarnte Sprachlosigkeit.

---

<sup>3</sup> Christoph Ransmayr. Gerede. Elf Ansprachen, Frankfurt am Main 2014, 95f.

Man merkt es Literaten, aber auch Prediger\*innen an, ob sie geschwätzig sind oder ob ihre Sprache hinabreicht in tiefere Zonen der Empathie und Solidarität..

Gute Literatur und gute Predigten sind unterbrochenes Schweigen.

In solcher Einfachheit und Einfalt – weil mein Leben darin eingefaltet ist- gründet meine Predigttheorie und Predigtpraxis. Sie ist inspiriert von der Kostbarkeit der eigenen Erfahrungen und der Sprache der Literaten.

Davon wollte ich Ihnen heute erzählen, weil Sie mich mit dem Ökumenischen Predigtpreis für mein Lebenswerk ausgezeichnet haben.

Der Preis ehrt mich und freut mich und macht mich zutiefst dankbar.

Ich danke Ihnen von ganzem Herzen.